



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

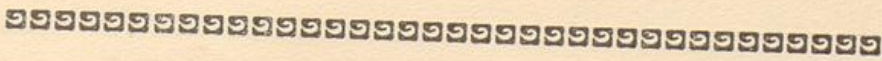
Deutsche Dichter-Abende

Loewenberg, Jakob

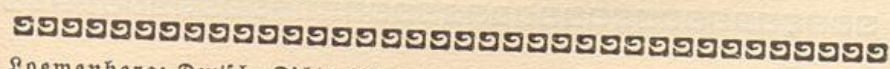
Hamburg, 1904

Friedrich Wilhelm Weber (1894)

urn:nbn:de:hbz:466:1-33653



Friedrich Wilhelm Weber



Leipzig: Deutsche Dichter-Abende

oo

Friedrich Wilhelm Meber

oo

Gelehrter: Carl...
Paderborn: ...

Es fehlt nicht an Beispielen in der deutschen wie in der Literaturgeschichte fremder Völker, daß ein Dichter schon in den frühesten Jünglingsjahren mit einem bedeutsamen Werke hervorgetreten; aber einzig in seiner Art ist es wohl, daß ein Poet erst an der Schwelle des Greisenalters sein erstes Werk in die Welt sendet.

65 Jahre war Friedrich Wilhelm Weber alt, als er im Herbst 1878 sein Epos „Dreizehnlinden“ veröffentlichte. Nicht lange vorher war es vollendet worden; denn erst zu Weihnachten 1877 hatte er die Handschrift seiner Tochter als Geschenk unter den Weihnachtsbaum legen können. Einzig wie die Art seines Entstehens war auch der Erfolg des Werkes. Auflage folgte auf Auflage, 1892 erschien die sechzigste. Und doch wird die Dichtung fast nur im katholischen Deutschland gelesen, während sie im protestantischen kaum gekannt ist. Einseitige Kritiker hüben und drüben haben sie als katholisches Parteigedicht ausgeschrieben, eine Auffassung, die der Absicht des Dichters ganz zuwiderläuft. „Sie sind,“ schrieb er mir noch wenige Wochen vor seinem Tode, „glaube ich, der erste, der entschieden betont hat, daß ‚Dreizehnlinden‘ kein spezifisch katholisches Buch ist und sein kann.“

Die Dichtung spielt kurz nach dem Tode Karls des Großen und erzählt uns, wie Elmar, ein edler Sachsensprößling, sich nach langen Zweifeln und Zwisten im Kloster Dreizehnlinden zum Christentum bekehrt. Da der Dichter uns den Kampf des Christentums mit dem heidnischen Germanentum schildern

will, seinen Kampf und seinen Sieg, so wird sein Gedicht natürlich ein religiöses, ein christliches Gepräge tragen, aber weder ein katholisches noch ein protestantisches. Sein siegendes Christentum ist nicht das der streitbaren katholischen Kirche, es ist durchhaucht von mildem, friedenkündendem Geist, durchhaucht von echter Menschlichkeit. Worte und Sprüche wie die des Priors:

„Menschen sind die Menschenkinder
 Aller Zeiten, aller Zonen,
 Ob sie unter Birkenbüschen
 Oder unter Palmen wohnen,
 Ob sie vor dem Christengotte,
 Ob vor Wodan sie sich bücken,
 Ob sie sich in Lumpen bergen
 Oder sich mit Purpur schmücken.“

oder wie Elmars Verteidigung:

„Irren wir? Vielleicht! Was atmet,
 Irrt und tappt in Finsternissen
 Blöden Auges; die Lebend'gen
 Glauben, und die Toten wissen.“

oder gar wie der ironische Ausruf:

„Denn die Wahrheit hat der Sieger,
 Der Besiegte ist ein Kezer!“

solche und viele ähnliche Stellen zeugen wahrlich nicht von engem kirchlichen oder gar von beschränktem ultramontanen Parteistandpunkt.

Auch in der wundervollen Schilderung Karls des Großen wahrt er sich sein Dichterrecht und zeigt er seinen freien Geist. Mit herben, aber wahren Worten spricht er sein Urteil über den Sachsenbezwinger und Sachsenbekehrer — ein Urteil, wie wir es nirgends in den gangbaren Lehrbüchern der Weltgeschichte finden und das doch treffender ist als sonst eines, das dem frommen Helden gewidmet ist, der bei Verden viertausend gefangene Sachsen an einem Tage hinrichten ließ. Hier nur einige Strophen daraus:

„Beides schaffte Karl der Franke:
Liebenswertes, Hassenswertes,
Hielt er fest am Kreuz der Kirche,
Fester noch am Kreuz des Schwertes.

Uns uns selbst abzugewinnen,
Hat er todwund uns gehauen,
Zeigend nach den Himmelsburgen,
Nahm er uns die Erdenauen.

Dienen muß der faltenreiche
Kirchenmantel hundert Zwecken:
Ehrsucht, Habsucht, Machtgelüste,
Haß und Rache muß er decken.“

Und dann wahrhaft erhaben, tief ergreifend klingt das Lied
von dem ruhm- und sieggewaltigen und doch blutbefleckten
Kaiser aus:

„Doch den Wirrern und den Klirrern,
Die da ziehn mit großem Schalle,
Allen klebt ein Mal am Schilde,
Und ihr Verden haben alle.“

Aus diesen Worten spricht auch der alte Sachsentrutz, das
Gefühl des erlittenen Unrechts, ein Gefühl, das noch nach einem
Jahrtausend mächtig aus der Brust des Sachsensprossen hervor-
quillt. Wenn der alte weise Prior solchen Gefühlen weiche,
volle Worte leiht, so ist das leicht zu verstehen; aber es ist ein
Fehler der Dichtung, daß sie sich bei Elmar nie in Taten um-
setzen. Er ist von Anfang an zu hochideal, zu allgemein edel-
sinnig, zu träumerisch gehalten, und wenn auch der Dichter
sagt: „Dünkt er manchmal euch ein Träumer, nun, er war
ja ein Westfale“, so haben diese Westfalen doch auch breite,
knochige Säuste, die sie wohl zu gebrauchen wissen. Elmar macht
überhaupt zu viel Worte; er ist gar nicht der „verschlossene“
Sachse, als welcher er geschildert wird. Auf der Dingstätte,

beim Abschied von Fulko, oder im Kloster holt er recht weit und umständlich aus, und von ihm selber gilt es, wenn er sagt:

„Ein Tatenmörder ist der Sumpf der deutschen Rede.“

Seine Bekehrung kann nicht tief wirken, ist er doch in seinem ganzen Fühlen und Denken schon längst Christ, noch eh' er daran denkt, die Taufe zu nehmen. Ein Mann, der seinen Todfeind, der ihn meuchelmörderisch angefallen, unmittelbar darauf mit einigen verachtenden Worten laufen läßt, ist kein Sachse, kein Heide mehr. Auf diese Weise wird nicht nur jeder äußere Kampf vermieden, auch der innere rührt nicht an die Grundvesten seines Wesens, vermag nicht, menschlich tief zu ergreifen und zu erschüttern. Elmar kann als Christ nicht großmütiger, edler, milder werden, als er schon vorher als Heide ist, und ganz gegen die Absicht des Dichters stimmen wir dem Prior bei:

„Menschen sind die Menschenkinder

Ob sie vor dem Christengotte,
Ob vor Wodan sie sich bücken.“

Besser als die Zeichnung der Hauptgestalten, des immer edlen Elmar, der immer sinnigen und minnigen Hildegunde, des immer neidischen und schlechten Gero, sind dem Dichter die Charaktere der Nebenfiguren gelungen. Aiga und Eggi, Diethelm und Fulko, die alte Kalla und die Mönche stehen lebenswahr vor uns, umstrahlt vom milden Glanze eines echten Humors. Vor allem aber verdient das Charakterbild der alten Drude hervorgehoben zu werden. Sie hält den Haß gegen die Franken, gegen die Christen fest, wengleich es auch bei ihr nur ein Haß in Worten ist. Aber sie ist ja auch alt und lebt fern von dem Weltgetriebe in einsamer Waldhöhle. Wie eine Alraune, wie eine der alten Seherinnen der Germanen erscheint sie uns in ihrer düstern Waldeinsamkeit, die sie mit etwas Geheimnisvollem, Dämonischem umgibt. Es zeugt von dichterischem Feingefühl, daß sie als Vertreterin des alten Heidentums

ihren Göttern bis zum Tode getreu bleibt, nicht einen Augenblick wankend und zagend, ob auch alles um sie her abtrünnig wird. Ihr Ende ist in geheimnisvolles Dunkel gehüllt: sie ist verschwunden, man weiß nicht wie; nur heimlich erzählt man sich, daß, als sie vom blauen Grunde schied, ihr zur Seite einäugig

„Schritt ein felsenfarbner Kämpe
Hünenhoch im blauen Mantel
Und im Hut mit breiter Krämpe —“

natürlich kein anderer als Wodan.

Dieses fortwährende Hineinragen des Heidentums in die neue christliche Lebenswelt, dieses Übergleiten des Götterglaubens zum Aberglauben ist mit voller Anschaulichkeit und großem Reiz geschildert. Die alten Göttersagen, der Väter Brauch und Sitte sind noch immer der Grund, in dem des Volkes Denken und Fühlen feste Wurzeln treibt, und nur schüchtern, noch ohne tiefen Halt, ragt zwischen dem urwüchsigen Gesträuch und den wilden Bergblumen das Christenkreuz empor. Als beim Erntefest der alte Meier vom Bilwifreiter erzählt, der auf schwarzem Bocke die Flur umreitet, um sich einen Teil der Ernte anzueignen, meint der Bischof lächelnd, das sei Heidenglauben, und der Alte erwidert achselzuckend:

„Freilich sind wir Christenleute,
Doch es läßt sich nicht verreden,
Daß der Bilwifreiter reite!“

Es ist überhaupt ohne jede Aufdringlichkeit, ohne allen gelehrten Krimskrams ein gut Stück Kulturgeschichte in die Dichtung verflochten. Gesänge wie „Das Kloster“, „Der Landsturm“, „Das Erntefest“, und vor allem „Am Opferstein“ und „Auf der Dingstätte“ haben, abgesehen von ihrem dichterischen, auch noch einen großen kulturgeschichtlichen Wert und Reiz. In sehr sinnreicher Weise sind auch andre wichtige Tatsachen eingewoben, so die Schilderung der Entdeckung Amerikas durch die Isländer und die Entstehung des Heliand. Weniger berech-

tigt ist es, wenn der Dichter zuweilen ganz aus dem Ton der epischen Erzählung herausfällt, sei es, daß er Waldtiere und Waldbäume über Menschen und Begebenheiten reflektieren läßt, sei es, daß er selber gegen neuere Zeitanschauungen polemisiert. Er tut dem Zeitgeist sicherlich unrecht, wenn er den alten Uhu, den gelben Neidhart, der nur Materialismus und Egoismus kennt, als dessen Vertreter reden läßt. Es ist nicht so schlimm um unsre Zeit bestellt; trotz Rassen-, Klassen- und Glaubensheße, trotz Chauvinismus und falschem Patriotismus sind wir ein gut Stück vorwärts gekommen, und wenn die reine Menschlichkeit in den obern Regionen verkümmert, so hat sie in den breiten Schichten des Volkes an Kraft gewonnen.

Ja, die Zeit ist schwer geworden; aber der Dichter hat sich doch getäuscht, wenn er meint:

„Anderm Saitenspiel als solchem,
Andern Lehren will sie lauschen.“

Sein Werk hat Auflage auf Auflage erlebt und ist in viele Sprachen übersetzt worden — das zeugt gegen seinen Ausspruch. Gewiß, es lebt ein Drang, ein berechtigter, in unserm heutigen Geschlecht, seinen eignen Kampf und Streit, sein eignes Leid und Sehnen dargestellt zu sehen; wenn aber ein echter Dichter die Saite rührt und echt Menschliches menschlich darstellt, da ergreift es dennoch die Herzen:

„Denn was quillt, das muß zu Tage.“

Wenn's nur quillt und so klar und erfrischend hervorsprudelt wie hier. Man taucht mit Wohlbehagen unter in diese klar rieselnden Strophenwellen; man trinkt mit Entzücken aus dem tiefen Born dieser Sprache. Mehr als 350 Seiten vierfüßiger Trochäen, und doch kaum Ermüdung. Durch die geschickte Anwendung alter, kräftiger und selten gebrauchter Wörter wie Brucht, Gülte, hehlings, suhlen, Waldschrat, Wat, Geziefer, durch die häufige Anwendung der Alliteration: Herd und Huf, Mann und Meute, Buß und Brüchte, Kraut und Knollen erhält die Sprache einen eigentümlichen Reiz, ein kräftiges, volks-

tümlisches Gepräge; wie andererseits durch das Wiederholen von Verszeilen der vorhergehenden Strophe in der folgenden eine eigenartige melancholische Stimmung hervorgerufen wird. So gleich in der Einleitung:

„All die halbvergessenen Lieder
Werden wach im Menschenherzen.

Halbvergessene alte Lieder
Werden wach in meiner Seele.“

Von bestrickendem Wohlklang sind die lyrischen Einlagen der Dichtung, die Gesänge: Fieberträume, des Priors Lehrsprüche, Hildegundes Trauer, Elmar im Klostergarten. Obgleich sie im Versmaß des ganzen Werkes gehalten sind und dazu dienen sollen, das Seelenleben der Hauptpersonen widerzuspiegeln, so sind doch die meisten dieser Lieder auch für sich allein verständlich. Sie sind in aller Schlichte und Einfachheit durchtränkt von Wohl laut und tragen ihre Melodien in sich; kein Wunder, daß sie längst in Musik gesetzt sind. Auch die Naturschilderungen am Beginn oder zum Schlusse mancher Gesänge sind lyrische Stimmungsbilder von hohem Reiz. Da liegt überhaupt die Schwäche und die Stärke der Dichtung: zu wenig Epik, zu viel Lyrik. —

Weber hat außer „Dreizehnlinden“ noch eine Erzählung „Goliath“, „Marienblumen“ und einen Band Gedichte veröffentlicht, die ihn als echten Lyriker erweisen. Es ist nicht viel Aufwühlendes, Leidenschaftliches, Kraftstrotzendes in diesen Gedichten, es bebt nicht viel von dem Pulsschlag der neuen Zeit darin; aber was er bietet, ist gesund und stark, und in kräftiger, warmherziger Sprache bringt uns der Dichter seine Gaben dar.

Auch ihm ist das Leben nicht leicht geworden. Als Sohn eines Försters wurde er am zweiten Weihnachtstage 1813 zu Alhausen bei Driburg im Westfalenlande geboren. Die Höhen des Teutoburger Waldes, dort, wo die Römer- und Sachsen-

kämpfe ausgefochten wurden, blickten fernher in sein stilles Dörfchen hernieder. In seinem schönen Gedicht „Am Amboß“ sagt er von seiner Jugendzeit:

„Mir griff des Lebens harte Faust
 Schon in die krausen Kinderlocken;
 Den Knaben hat es derb gezaust,
 Hat ihn umfungen und umsaust,
 Und wahrlich nicht mit Blütenflocken!“

Von der Schule seines Geburtsortes kam er auf das Gymnasium zu Paderborn, und dann, zwanzig Jahre alt, bezog er die Universität Greifswald. Es trieb ihn zu germanistischen Sprach- und Literaturstudien, zur Naturwissenschaft, zur Medizin — und diese ward sein Lebensberuf. Unter mancherlei Opfern und Entbehrungen vollendete er sein Studium, nachdem er vorher noch als fröhlicher Student nach Wien und Triest gewandert, Italien und Frankreich durchzogen, natürlich zu Fuß. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in seiner Heimat als Arzt nieder, erst in dem kleinen Badeort Driburg, dann in Lippspringe und zuletzt in Nieheim. Gar manchem Kranken hat er geholfen, manchen Gebeugten aufgerichtet und Tausende durch seine Lieder erquickt. In schweren, harten Lebenskämpfen hat er den Wert der Arbeit kennen gelernt, und nur selten konnte er der Muse Einlaß gestatten.

„Zuweilen nur erquoll mein Sang,
 Wenn feuriger die Pulse glühten:
 Zum ernstestn Schlag — der Kling und Klang,
 Nur Funken, die beim heißen Drang
 Der Arbeit mir vom Amboß sprühten;

Der Arbeit, die da nützt und nährt
 Und vorwärts trägt der Menschheit Fahnen,
 Die Mut verleiht und Manneswert
 Und Adel, trotz des Kaisers Schwert
 Und langer Reihn verschollner Ahnen!“

Nach ihrer Arbeit, nach dem, was sie zu Nutz und Frommen der Menschheit leisten, beurteilt er die Menschen, und was gilt ihm darum als bester Orden?

„Gar manches Knopfloch ist geschmückt,
Weil manchem dies und das geglückt
Mit Klingen und mit Kielen.
Jedweder Leistung Ehr und Preis:
Der beste Orden, den ich weiß,
Ist eine Hand voll Schwielen.“

Einen kräftigen, markigen Ton schlägt er in seinen Balladen wie im „Hinterhalt“, im „Rabbi von Bagdad“, in „Sachsen-troß“ an, während aus andern Erzählungen, wie „Die Handschuhe“, „Vor der Himmelstür“ ein schalkhafter Humor spricht. Durch viele seiner Lieder zieht ein tiefer Schmerz um das Leid der Menschheit, ein banges Sehnen nach verlornem Glück, nach der Freude der Kindheit, nach der Ruhe des ewigen Schlafes. Mitten in der Lust des Frühlings überfällt ihn sehrende Trauer:

„Ich wandle durch die Frühlingsau,
Die Erd ist grün, der Himmel blau,
Die Taube lacht, die Drossel schlägt,
Mein Herz ist traurig und bewegt.

Mein Herz ist schwer und kummervoll,
Daß nun so mancher sterben soll,
Daß bei des Lenzes Auferstehen
So mancher muß zu Grabe gehen.“

Wenn auch die Abteilung „Der Klausner“ oft zum Widerspruch herausfordert, so enthält sie doch auch manchen Kern- und Lebensspruch. Es seien hier nur einige angeführt:

Wenn jeder müßte vor Land und Leuten
In seinem wahren Gewande schreiten,

Von all den wandelnden Kleiderstöcken
Die Mehrzahl ging' in Bedientenröcken.

*

Nur Gutes von den Toten:
Wer das geboten,
Der hatte, frommer Tropf,
Mehr Herz als Kopf.

Soll aus den Tatberichten
Das Schlimme bleiben,
Wer kann noch die Geschichten
Der Großen schreiben?

*

Wenn du am Scheidewege stehst
Und Pflicht und Wunsch den Kopf verwirren,
Du wirst im Pfad nur selten irren,
Wenn du den unbequemsten gehst.

*

Der Klang der Abendglocken ruft ihm seine ganze Kindheit
wach und mahnt ihn an das nahe Scheiden. Wie verhallender
Glockenklang, zitternd in Sehnsucht, tönt's in den wohl laut-
durchströmten Versen:

Die Abendglocken, die Abendglocken,
O wie sie meine Gedanken locken
Weit fort, so weit
Zu der Jugendzeit,
In des Walddorfs friedliche Einsamkeit.

*

Es war vor einigen Jahren, als ich den heimatlichen Dichter
persönlich kennen lernte. Eine hohe, hagere Gestalt mit scharfen
Zügen, kräftigem Schnurrbart und großen, hellblizenden Augen
unter buschigen Brauen, eine Erscheinung, die auf einen alten

Militär, einen Förster hätte schließen lassen. Wir waren bald in eifrigem Gespräch über Kunst und Beruf, Lyrik und Epik, ältere und neuere Literatur, und dann erzählte er mir aus seinem Leben.

Mit Freude sprach er von seiner ärztlichen Tätigkeit; er meinte, daß früher die Ärzte ihren Beruf mehr als etwas Heiliges, Hehres aufgefaßt hätten, während jetzt zu viel Geschäft bei der Sache sei. Dann erzählte er mir, wie auf seiner Praxis, wenn er durch Sturm und Schnee gewandert oder abends spät heimgeritten, seine ersten Gedichte entstanden seien, wie es ihn gedrängt, sie niederzuschreiben, er sie dann aber unbeachtet gelassen habe, so daß manche wohl als Sidibus wieder in Rauch aufgegangen wären. „Den Plan zu Dreizehnlinden“, fuhr er fort, „trug ich schon lange mit mir herum; das Gerüst und der Außenbau waren fertig, so daß ich bald hier, bald da hätte weiterbauen können, aber die Zeit zur Ausarbeitung fehlte. Die fand ich denn, als ich in den Reichstag gewählt wurde. Sehen Sie hier“, und damit holte er ein ganzes Bündel Aktenblätter, deren eine Seite mit Gesetzesvorlagen bedruckt, deren andere mit Versen beschrieben war. „Das ist das ursprüngliche Manuskript von Dreizehnlinden. Während der langen Reden von Richter, Bennigsen oder Bebel ist manches Duzend Strophen entstanden.“ — Das spricht nun zwar nicht für die große Aufmerksamkeit des Reichstagsabgeordneten; aber ich glaube doch, daß wenige ihr Papier so gut benutzt haben wie Weber. — „Und kam ich dann aus dem Reichstag heraus“, berichtete er weiter, „und ging durch die langen Straßen Berlins, Unter den Linden, durch die Friedrich- oder Leipzigerstraße mitten im Menschengetümmel —“

„Wo man so hübsch allein ist“, unterbrach ich ihn.

„Ah, Sie verstehen mich, Sie sind ein Poet; ja, da ist man wirklich allein, da konnt' ich fortfahren zu dichten“.

Auch er ereiferte sich schon damals auf meine Bemerkung hin darüber, daß eine kurzsichtige Presse sein Dreizehnlinden mit Gewalt zu einer Parteidichtung stempeln wollte und daß

protestantische Kritiker nachsprachen, was übereifrige katholische ihnen vorgesagt. Eine echte Dichtung muß dem ganzen Volke gehören.

Bezeichnend für Weber als Mensch ist das, was er mir über den Ursprung einer seiner Balladen mitteilte. Ich fragte ihn, wie er zu dem eigenartigen Stoffe des „Rabbi von Bagdad“ und dessen talmudischem Grundgedanken: wer ertränkt, wird wieder ertränkt — gekommen sei. „Das hab' ich von dem alten David, der da im Nachbarort Pömbßen lebte. Der alte David war ein merkwürdiger Mann, ein armer Hausierer, aber eine grundehrliche Haut und ein gescheiter Kerl. Einmal hat er mich scharf zurechtgewiesen.“ — „Er — Sie?“ „Ja, sehen Sie. Es ging dem alten Manne schlecht, sehr schlecht; sein Geschäft lag danieder; seine Kinder waren krank. Da kommt er zu mir, um mich zu holen. Ich sitze grade über meine Bücher gebeugt, um noch etwas einzutragen, als der Alte hinter mir schwer aufseufzt. „Nun, David, was ist mit Euch?“ „Es geht nicht mehr, Herr Doktor, ich weiß nicht mehr ein noch aus.“ „Ach was, David, der liebe Gott läßt keinen verhungern.“ „Aber hungern läßt er einen!“ sagt David mit zorniger Wut. — Und da schoß es mir durch den Kopf: Hat der alte Mann nicht recht? Ist hungern nicht noch schlimmer als Verhungern, diese ewige Qual nicht schrecklicher als das grausige Ende? Und was kann ihm mein Trostspruch helfen? Worte, öde Worte; aber seit der Zeit“, schloß der Dichter, „hab' ich keinen Menschen mehr mit leeren Phrasen abgesselt.“

Am 26. Dezember 1893 feierte Weber seinen achtzigsten Geburtstag. Huldigungen aus nah und fern wurden ihm dargebracht, vor allem aus seinem lieben Westfalenland, zu dessen treuesten und besten Söhnen er gehört. Bald darauf erfüllte sich an ihm selber, was er, der Arzt und Dichter, oft wehmutsvoll empfunden:

„Die Taube lacht, die Drossel schlägt,
Mein Herz ist traurig und bewegt,

Daß bei des Lenzes Auferstehen
So mancher muß zu Grabe gehen."

Im Beginn des Frühlings am 5. April 1894 starb er zu Nieheim. Noch in rüstiger Geisteskraft, hatte er seinen achtzigsten Geburtstag selber durch ein Gedicht verherrlicht, das seines Lebens Inhalt gibt.

„Nur Traum?“ fragt er und beginnt:

„Schier achtzig Winter geh' ich durch die Welt!
Da steht mein Stab am Ufersand; ich harre
Zur Überfahrt des Fergen vor der Barre,
Indes sich traumhaft Bild auf Bild mir stellt
Verrauschter Freuden und durchstrittener Mühen,
Den Wolken gleich, die dort im West verglühen.“

Und nachdem er sein ganzes Leben hat vorüberziehen lassen,
schließt er:

„Und jetzt? Mich dünkt, ich träume fort und fort.
Wie lange noch? Uns ward ein Reich verkündet
Jenseits des Meers, wo Trug und Täuschung schwindet.
Fern dämmert schon das Friedenseiland dort,
Der dunkle Fährmann winkt in seinen Nachen:
O gebe Gott ein seliges Erwachen!“

